

Wenn Wände erzählen könnten. S.94-100

Willfried K.

März 1986 Bautzen

Vier Wände, ein Tisch, Bett, sowie Waschbecken und Klosett. Ein paar dürftige Sonnenstrahlen erhellen meine isolierte Welt. Immerhin reichen sie aus, Schattenspiele aus Gitterstäben an meine Wände zu projizieren. Ein wenig Luft fließt ein, gerade so viel, wie drei dicke Gitter hintereinander es zulassen. Verwahrungszeit und flüsternde Selbstgespräche, immer in Hoffnung, und die Stunden ziehen sich im Wunsch nach Eigenleben.

Ein ständiges Warten auf das Wecken, Freistunde, Mittag und Nachtverschluß. Dieser Ablauf programmiert sich ein. Doch Warten auf Entlassung ist doppelt Haft verbringen.

Gestern war ich nicht allein im Hof. Sie müssen einen Neuen in die Isolation gebracht haben. Heute werde ich mich bemühen, mit meinem Nachbarn Kontakt aufzunehmen. Ein wenig Abwechslung kommt mir recht auf meine letzten Tage, so denke ich, und schon drehen sich Schlüssel, und Riegel knallen zurück. Freistunde! Voller Tatendrang gehe ich los, hoffentlich bekomme ich meine Chance! Über einen Hof zu einem sternförmigen Turm, von dem fächerförmig sechs Boxen abgehen. Die kleinste Box wird mir zugewiesen, aber diesmal ist mir das ganz recht. In der Regel gehe ich täglich 30 Minuten in eine der Boxen. Im Hof befindet sich eine Bank, grau, wie alles hier grau ist. Sie wird mir zu einer brauchbaren Hilfe. Schon bald bemerke ich, daß sich auf der anderen Seite jemand befindet. Auf die Bank und bis zur Mitte hochgezogen, so riskiere ich einen Blick. Ich sehe einen Mann in derselben Kleidung. Sein Körper ist ausgemergelt, und er hat den Schritt eines gebrochenen Greises. Mir fallen die Augen auf, sie leuchten und sprühen eine Energie aus, als könnte er den Kampf um Selbst- („Wenn Wände erzählen könnten.“ S.95)

erhaltung nie verlieren. Innerhalb von 30 Minuten gelingt es mir, meinen Mitgefangenen Bodo kennenzulernen, und wir einigen uns, Kontakt zu halten. Bodo hat Lebenslang.

So lerne ich einen bedauernswerten Menschen kennen. Wir bleiben in Kontakt, indem wir täglich Briefe im Hof verstecken und uns gegenseitig die Trostlosigkeit des Daseins für Minuten vertreiben.

Nach zwölf Tagen habe ich die Gelegenheit, einen Kugelschreiber mit »Post« von Bodo an mich zu nehmen. Inhalt: ein auf Zigarettenpapier geschriebener Brief an Franz Josef Strauß. Ich sage zu, das Schreiben an den Empfänger weiterzuleiten. Was kann schon passieren? Für einen Lebenslänglichen werde ich die Zeit gern aufbringen, aber wohin jetzt mit dem Kassiber? So schwer habe ich mir das Verstecken nicht vorgestellt. Die Haarbürste fällt mir als erster und bester Gedanke ein. So verstecke ich die Blätter in der Bürste: Gummi lösen und hinein mit den Zetteln, das ist nicht so schwer. Mein Werk ist für heute getan, und ich kann den Tag als positiv abhaken. Befriedigt lege ich mich

aufs Bett. Durch die Gitterstäbe kann ich auf den Hof sehen. Dort halten gerade Ratten, so groß wie Katzen, ihr Mahl. Das sind die einzigen, die hier auf Dauer leben können und dabei noch fett werden.

Während ich mich meinen Träumereien hingeebe, wird unvermittelt meine Tür aufgerissen. Drei Offiziere stürzen herein und packen mich an Armen und Beinen, jeder zieht in eine andere Richtung. Ich bin wie benommen und höre ihre Worte nur dumpf in mein Bewußtsein hämmern:

»Schwein, Penner, du hast wohl noch nicht genug Knast geschoben!« Es reicht mir, ich weiß nicht, was das alles soll, aber eines weiß ich genau: das Zerren an mir muß aufhören. So zerre ich mit. Zu ein paar Beulen und Kratzern im Gesicht wird mir auch noch die Kleidung vom Leib gerissen.

Sie schauen mir sehr gründlich in den Hintern, und dann komme ich in eine Leerzelle. Ich verstehe dies zunächst nicht. Ein paar Minuten später erhalte ich neue Kleidung. Ein Offizier kommt zu mir und fordert mich auf, irgendwelche Briefe auszuhändigen. Mann! Was für Briefe, doch nicht von Bodo? »Was ist los«, höre ich mich krächzen. »Was für Briefe? Ihr habt doch alle meine Post.« Sie schreien mich („Wenn Wände erzählen könnten.“ S.96)

weiter an und belegen mich mit den üblichen Worten. Klein, ganz klein wollen sie mich machen. Erklärend sei gesagt, daß ich alle privaten Dinge hatte abgeben müssen. Sie waren speziell auf Schmuggelgut kontrolliert worden.

»Ich habe alles abgegeben«, erkläre ich noch einmal. »Lassen Sie mich bitte in Ruhe!« Die Tür fliegt zu, und ich habe die Ruhe, die ich so dringend benötige. Keine zehn Minuten war es her, da träumte ich von Entlassung und Freiheit! Jetzt starren mich alte verwitterte Wände kalt und unpersönlich an. Ich kann etwas klarer überlegen, und langsam wird mir bewußt: es kann sich nur um Bodos Brief handeln. Nur wie ist das möglich? Sollte die Stasi mir eine Falle gestellt haben? Aber warum? Ist das ein Psychospiel, kurz vor meinem Entlassungstermin? Im gleichen Moment verwahre ich mich gegen diesen Gedanken. Ich hatte dreizehn Menschen zur Flucht in die Freiheit verholfen. Dafür wurde ich verurteilt. Noch wenige Tage, und die Hölle der Einsamkeit würde vorbei sein. Würgende Ohnmacht schnürt mir die Kehle zu. Ruhig bleiben, ganz ruhig! Es muß einfach ein blöder Irrtum sein. Während ich zwischen den Möglichkeiten hin und her denke wird meine Tür aufgerissen. Ohne Worte, aber mit viel Schubsen, werde ich aus der Zelle gebracht. Vor mir sitzt ein kleiner Kerl mit einer dicken Brille und dem Gesichtsausdruck eines nassen Fuchses. Ich fühle mich sofort abgestoßen, gefangen. So muß es einer Fliege gehen, wenn sie in einem Spinnennetz festhängt. Durch seine dicke Brille starrt er mich an und läßt seine dünnen Finger durch eine Akte gleiten. Mit dieser Taktik will er Eindruck schinden, rast es mir durch den Kopf. Eines ist sicher: noch haben die Herren den Brief von Bodo nicht. Denn der Brief ist auf Zigarettenpapier geschrieben. Mir erscheint dies hier mehr wie ein Bluff. Hoffentlich ist die Haarbürste sicher.

Der Kleine steigert sich immer mehr in sein Spiel hinein. Ich weiß, daß er schauspielert. Trotzdem bilden sich auf meinem Rücken und meiner Brust Schweißperlen. »Setzen Sie sich, Strafgefangener! Ich werde

gleich auf den Punkt kommen. Sie sind in eine Sache verwickelt bei der es - na, sagen wir mal - sehr schlecht für Sie aussieht. Ich werde Ihnen ein paar Fragen stellen; und mein Rat: beantworten Sie diese Fragen ganz schnell. Dann werden wir die Sache vergessen, und Sie gehen in neun Tagen nach Hause. Haben Sie alles verstanden? („Wenn Wände erzählen könnten.“ S.97)

Wollen Sie eine kurze Pause zum Überlegen? Ich will, daß Sie nach Hause zu Ihrer Frau und dem Jungen kommen - es war doch ein Junge? So eine richtige Gelegenheit, den Bub in die Arme zu nehmen, hatten Sie ja auch noch nicht. Es lohnt nicht, für andere den Kopf hinzuhalten. Sie sind noch jung, und Ihr Leben liegt noch vor Ihnen. Zu welchem Empfänger sollte der Brief gebracht oder geschickt werden?«

Welche Erkenntnis spricht gegen mich? Ich versuche aus den Gesichtszügen meines Gegenübers zu lesen. Seine Mimik ist nicht zu durchschauen, Härte mit Schlauheit gepaart prallt mir entgegen. Mit letzter Energie und angstdurchschwitzten Händen bringe ich die Worte heraus, daß von meiner Seite die Unterhaltung beendet sei. Er drückt die Klingel, und sofort stehen seine Gorillas bereit. Sie legen mir Handfesseln an und drehen mir dabei die Arme auf den Rücken. Der harte Druck in meinem Rücken veranlaßt mich zu leisem Stöhnen, das meinen ganzen Haß zum Ausdruck bringt. Mit harten Stößen in den Rücken werde ich zurück in die Zelle gebracht. Der Knall der zugeworfenen Tür bringt mir die letzte Erkenntnis, daß meine süßen Träume der bitteren Realität weichen müssen. Es werden schwere Tage bis zur Entlassung auf mich zukommen. In einer plötzlich mich überfallenden Mattigkeit werfe ich mich aufs Bett. Ich bin geschafft und fliege am ganzen Körper. Das war doch früher nicht so, sollten mich die zehn Jahre ... ? Ich kann den Gedanken nicht zu Ende führen.

Aber was sehe ich da? Das, was dort in dem Handtuch liegt, ist mein Waschzeug. Ich werde verrückt, ich könnte jubeln vor Glück. Aber ist meine Haarbürste auch dabei? Ich habe solche Angst vor einer Enttäuschung, daß ich einfach nicht fähig bin nachzuschauen. So liege ich und starre das Handtuch an. Mit dem Fuß versuche ich, ein Ecke zu lösen, es dauert eine Ewigkeit. Da liegt sie vor mir. In diesem Moment liebe ich meine Haarbürste. Obwohl wir sonst auf Kriegsfuß stehen. Denn ich gebe ihr die größte Schuld an meinem schütterten Haar. Meine Erleichterung kennt keine Grenzen, doch dann sackt mir das Herz ins Bodenlose, als mir bewußt wird, in welche Gefahr ich durch die Bürste gerate. Ich überlege, ob ein Brief es wert sein kann, eventuell noch einmal acht Jahre sitzen zu müssen. Diese Frage stelle ich vorerst zurück. Viel wichtiger ist es, meiner Panik Herr zu werden. („Wenn Wände erzählen könnten.“ S.98)

Wohin mit diesem verdammten Brief? In die Toilette damit? Verbrennen oder aufessen? Alle diese Gedanken rauschen mir durch den Kopf. Was ist mit Bodo? Vielleicht haben die Schnüffler bei Bodo Briefe von mir gefunden? Nein, nicht vorstellbar. Und Namen wird Bodo bestimmt nicht nennen. Er ist eher ein Typ, der anderen hilft nicht schadet. Er ist ein Mann, den man gern seinen Freund nennt. Diesem Freund gegenüber hat mein Wort Gewicht. Es ist völlig ausgeschlossen,

den Brief zu vernichten.

Mit dieser Erkenntnis sind meine Zukunftsbetrachtungen in das Reich der Vergangenheit zurückgekehrt. Ich werde alles auf mich zukommen lassen. Mir wird bewußt, daß ich mich in einer sehr unfeinen Lage befinde. Hoffentlich komme ich aus dieser Misere wieder heraus.

In mir drängt sich Zurückdenken. Ich beginne mit meiner ersten Erinnerung und ende bei meiner verlorenen Zukunft. Sollte ich meine Zukunft heute wieder verloren haben? Im Heute trete ich auf der Stelle, bin Täter und Opfer zugleich. Was mir geblieben ist sind Illusionen Illusionen, die mir helfen, die Vergangenheit neu zu erleben. Jede Schuld wird nach zehn Jahren Isolation unwirklich. Illusionen sind aber auch nur Momentaufnahmen, sie machen nicht wirklich glücklich.

Ohne Voranmeldung wird meine Tür aufgerissen. Mit Waschzeug soll ich auf den Flur raustreten. »Was ist nun schon wieder los«, brülle ich. »Ihr Spitzbuben laßt mich nicht in Ruhe schlafen!« Bis dahin komme Ich. Dann wird es wieder etwas härter. Ich darf mich nicht waschen und auch nicht Zähne putzen. Auf dem Flur liegt Anstaltskleidung für mich, Ohne vorher zu essen und zu trinken muß ich mich anziehen. Das Waschzeug wird mir abgenommen. Voller Panik um den Verlust frage ich, ob ich mich kämmen dürfe. Wie angeekelt gibt der Beamte mir meine Bürste. Ich stecke sie ein, und somit ist der Briefkasten wieder bei mir. Welch eine Posse, welch eine Ironie. Es muß doch einen »dort oben« geben, der einen ulkigen Humor besitzt, geht es mir durch den Kopf. Auf dem Hof steht ein Barkas, die grüne Minna des Knastes, sie nehmen mir nicht einmal die Handfessel ab, und ich werde in eine Kabine von 60 mal 60 cm gepfercht. Das Wichtigste: Ich habe in meiner Tasche die Bürste mit der kostbaren Fracht, die - so hoffe ich - Bodo helfen wird.

(„Wenn Wände erzählen könnten.“ S.99)

Ich habe keine Ahnung, wo die Reise ihr Ende finden wird. Die Ungewißheit frißt an meinen Nerven. Geschichten, die ich mal gehört habe fallen mir ein. In schnellem Wechsel laufen Horrorstreifen vor meinen Augen ab: Bei Nacht und Nebel abgeholt, in einen Wald oder eine Kiesgrube gefahren, einfach abgeknallt und eingescharrt. Fraglos würden auf diesem Wege Unbequemlichkeiten aus der Welt geschafft. Bin ich ein Problem für die?

Die durchgeknallten Stoßdämpfer tun das übrige, diese Fahrt zu einem Höllentrip zu machen. Endlos werde ich durchgeschüttelt. Die Handfesseln sind eng und schnüren sich tief in meine Handgelenke. Mit Knie und Ellenbogen versuche ich Halt zu bekommen. Diese Pseudohumanisten lassen sich ganz schön Zeit. Qualen für mich, Vergnügen für die, die anderen viel Leid antun. Sie können alles das sehen wonach mein Auge, mein ganzes Inneres in Erwartung lebt. Voller Sehnsucht wünsche ich mich in eine Zelle zurück; ich bin lieber allein als in solcher Gesellschaft.

Ich habe ein dringendes menschliches Bedürfnis: ich muß pinkeln. In Bautzen, vor der Abfahrt, war meine Aufregung so groß, daß ich nicht auf die Toilette gehen konnte. »He, hallo«, rufe ich laut. »Ich muß auf die Toilette.« Keine Antwort. Ich merke, wie panische Wut in mir hochsteigt. »He, Arschloch, ich muß auf eine Toilette.« Der Wagen

rüttelt und schaukelt, meiner Blase tut das überhaupt nicht gut. Durch das Guckloch kann ich ein feistes Gesicht erkennen; der reagiert auf mein Flehen nicht einmal. Er kommt tatsächlich nicht. Ist das ein verfluchter Tag! So erniedrigt komme ich mir vor, winzig, klein gemacht von Menschen, die ich nicht einmal persönlich kenne. Es ist fast unglaublich, wie Menschen Menschen verletzen können und dafür immer noch Ausreden finden.

Alles hat ein Ende, so auch dieser Höllentrip. Benommen erwache ich aus der Eintönigkeit. Der Wagen hat seine Fahrweise geändert, und Stop auf Stop folgt. In der Zwischenzeit war mein menschliches Bedürfnis so groß, daß ich meine Notdurft in der Kabine verrichtet habe. Ein sich öffnendes Tor sagt mir: ich bin angekommen. Steif und fast blind werde ich aus dem Wagen gezogen und ohne weiteren Kommentar in eine Zelle verfrachtet.
(„Wenn Wände erzählen könnten.“ S.100)

Die Handfesseln immer noch an den Gelenken höre ich wie nur hinterhergebrüllt wird: »Das alte Schwein hat in die Ecke gepißt!«
Ein kurzer Rundblick zeigt mir: Ich befinde mich nun wieder im Berliner Stasi-Knast. Ich kenne diese Umgebung von früheren Vernehmungen her. Der einzige Unterschied zu meiner bisherigen Unterbringung in Bautzen: hier sind Glasbausteine statt Fenster. Das bedeutet keine Luft und kein Blick in die Freiheit. Meine Hoffnung schwindet ins Bodenlose.

(Auszug aus dem gleichnamigen Bericht des Autors, einsehbar in der Dokumentationsstelle Gefangenenliteratur der Universität Münster, Philippstr. 17, 48149 Münster)